Leseratten unter sich

Selbst wenn es weniger geflügelte Worte auch getan hätten: In Susan Sontags Interview für den „Rolling Stone“ lernt man eine vorurteilslose Denkerin kennen.

Schreiben ist eine Umarmung, ein Umarmtwerden, jeder Gedanke ist ein Gedanke, der die Hand ausstreckt.“ Wenn das stimmt, was ist dann ein Interview? Ein Küsschen, bei der die Hand aber in der Hosentasche bleibt? Susan Sontag hat – das würde wohl niemand bestreiten – viele kluge, scharfsinnige Dinge geäußert; Sinnsprüche wie der zitierte, auf Roland Barthes gemünzte gehören aber nicht dazu. Deswegen sollte man das nun veröffentlichte „Rolling-Stone-Interview mit Jonathan Cott“, das voll davon ist, auch mit Vorsicht genießen. Das ist im Wesentlichen die Schuld des Interviewers, der sich dieser, und hier ist das Wort ja wohl mal am Platz, Star-Intellektuellen mit einer schwer erträglichen

Susan Sontag 1962 Foto Getty

Bildungsbeflissenheit nähert, die wahrscheinlich auch einer so belesenen Frau wie Susan Sontag manchmal auf die Nerven ging. Anmerken lässt sie sich das natürlich nicht, vielleicht wurden entsprechende Stellen aber auch getilgt.

Nun lässt es sich andererseits kaum vermeiden, dass man sich im Umgang mit einer solchen Person um ein intellektuelles Niveau bemüht, zu dem Lesefrüchte unbedingt dazugehören – ein Interview mit Susan Sontag ist kein „Frau im Spiegel“-Geplauder, auch wenn sie relativ offen über ihre schwere Erkrankung aus den siebziger Jahren oder über ihre familiären Situationen spricht. Für die Nietzsche- und Freudianerin gehören dergleichen Erfahrungsbereiche als Grundlage unablässig fortschreitenden Denkens eben essentiell dazu. Was stört, ist vielmehr jene auf Sinnsprüche kapprizierte Bildungshuberei, mit welcher der „Rolling Stone“-Redakteur Jonathan Cott – der sie 1978 zweimal, einmal in ihrer Pariser und einmal in ihrer New Yorker Wohnung, aufsuchen durfte – sie fast pausenlos bombardiert. Ohne Shakespeare, Kierkegaard, Nietzsche oder Roland Barthes scheint er sich nicht zu trauen, Gedanken aufzubringen oder weiterzuentwickeln. Es mag Leser geben, die so etwas schätzen; aber den überwiegend apodiktisch daherkommenden Zitaten sollte man nicht zu viel Bedeutung beimessen. Wie das mit geflügelten Worten so ist: Meistens klingen sie nur gut; doch wenn man darüber nachdenkt, stimmen sie oft nicht oder nur halb, wenn sie nicht sowieso trivial sind. Kaum spricht Susan Sontag über ihr Lesepensum, hat Cott schon wieder etwas parat: „‚Blüten und Bücher, die großen Seelentröster‘, sagte Emily Dickinson einmal.“ Oho, Leseratten also unter sich!

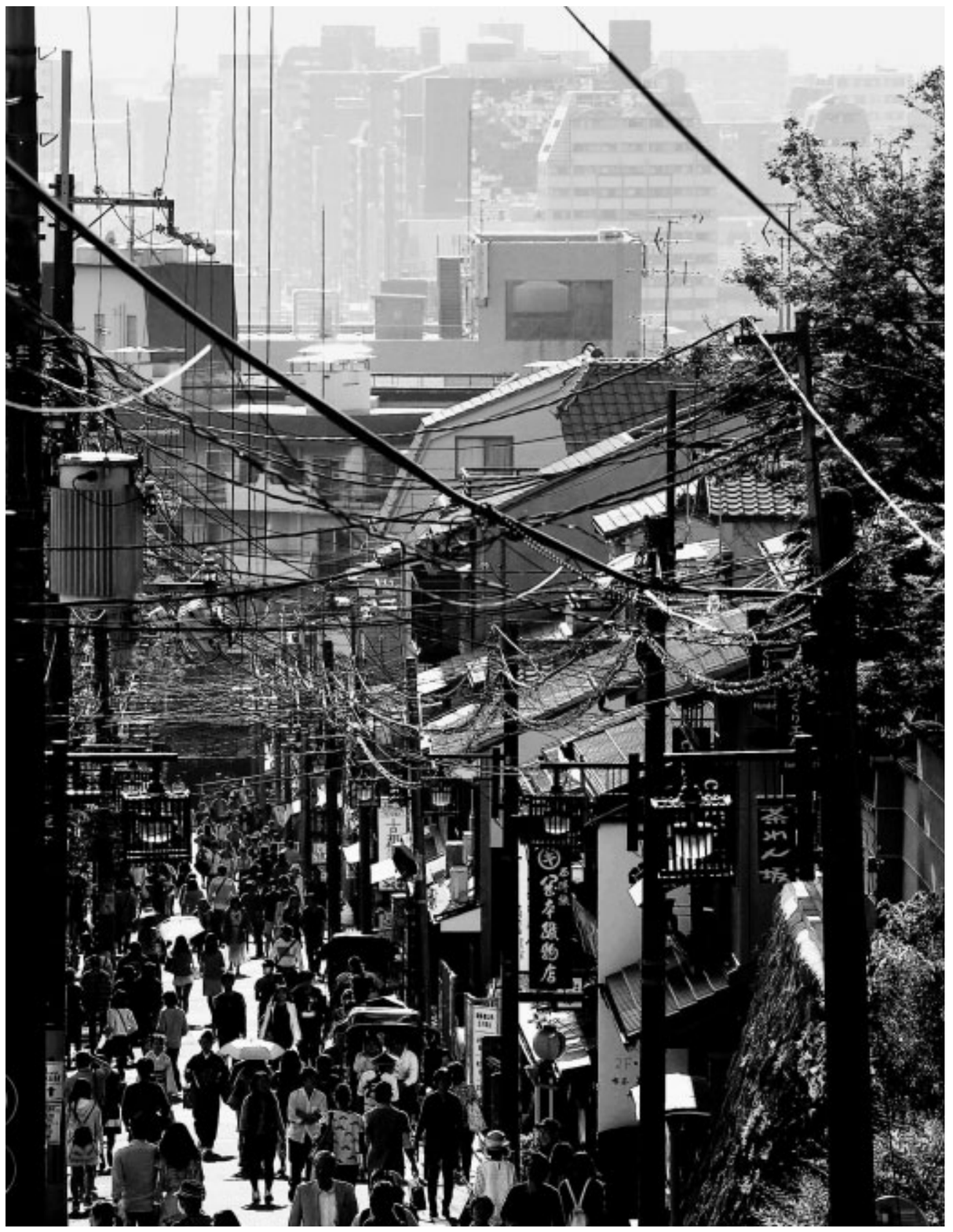
Als Einführung in Sontags Denken und Fühlen – beides gehört bei ihr engstens zusammen – eignet sich der schmale Band allerdings gut. Denn viel geht es darin um ihre bahnbrechenden Werke „Against Interpretation“ („Kunst und Antikunst“, 1964/66), „On Photography“ („Über Fotografie“, 1977/78), „Illness as Metaphor“ („Krankheit als Metapher“, 1978) und andere. Hier gibt es manches Präzisierende oder Zurechtrückende. Und man merkt, wie sehr dieser Frau, die das Schreiben als einsame Tätigkeit keineswegs leichtnahm, auch wenn es sich bei ihr so liest, das Gespräch gleichsam als gedankliches Entwicklungslabor entgegenkommt.

So liegt denn der Wert dieses nun erstmals in voller Länge veröffentlichten Interviews – der „Rolling Stone“ druckte im Oktober-Heft 1979 aber immerhin auch schon ein Drittel davon – vor allem in der außerordentlichen Differenziertheit der vorgetragenen Ansichten. Als Susan Sontag Ende 2004 im Alter von 71 Jahren starb, ging nicht nur eine energische Humanistin (man darf sie so nennen, auch wenn sie vermutlich kein „netter“ Mensch war); es entstand auch eine Leerstelle in der Disziplin abwägenden, ganz und gar vorurteilslosen Denkens.

„The Doors und Dostojewski“: Der einer flüchtigen Bemerkung entlehnte Titel ist eine Mogelpackung; es geht durchaus um Dostojewskij, aber an keiner Stelle um die Doors – vielleicht wollte man deutschen Lesern die Sache auf diese Weise bloß schmackhaft machen. Zur Popkultur fällt Susan Sontag aber nicht viel ein. Patti Smith, heißt es einmal, sei „Teil der heutigen kulturellen Situation“. Wer hätte das gedacht? Sympathisch ist natürlich ihre Bill-Haley-Begeisterung. Hier, bei dieser befreienden, beflügelnden Ur-Erfahrung hätte Jonathan Cott mal lieber nachhaken und dafür ein Sappho- oder Kafka-Zitat weglassen können. EDO REENTS

Susan Sontag: „The Doors und Dostojewski“. Das Rolling-Stone-Interview mit Jonathan Cott. *Aus dem Englischen von Georg Deggerich. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2014. 128 S., geb., 18,– €.*

DIETMAR DATH, Redakteur im Feuilleton dieser Zeitung, freut sich über Wirtschaftsliberale, die ihre Termine nicht einhalten können, weil die Bahn bestreikt wird, was unmöglich wäre, wenn Wirtschaftsliberale nicht die Privatisierung der Bahn durchgesetzt hätten (hiesige Beamte streiken nicht). Abgesehen von dieser Freude zieht er dem gegenwärtigen Chaos aber ein vernünftig organisiertes Gemeinwesen vor. Dessen Einrichtung stehen indes Hindernisse entgegen, zum Beispiel die mathematischen Schwierigkeiten demokratischer Wirtschaftsplanung, verbreiteter Aberglaube über das Finanzwesen und allerlei kleinbürgerliche Dummheiten. Die zehn wichtigsten dieser Hindernisse untersucht Dath in einem Bändchen von 150 Seiten und kommt dabei zu Ergebnissen, über die sich Wirtschaftsliberale nicht freuen können. (*Dietmar Dath: „Klassenkampf im Dunkeln“. Zehn zeitgemäße sozialistische Übungen.* kvv konkret, Hamburg 2014. 151 S., br., 15,– €.) F.A.Z.



Hören Sie sich diese Szene genau an, dann machen Sie es wie Frida, die Geräuschemacherin: Einkaufsstraße in Kyoto. Foto Bloomberg

Keiner macht so guten Wind

In japanischer und eigener Fremde: Lucy Frickes Roman „Takeshis Haut“

Kurz nachdem im März 2011 in Japan die Erde gebebt und das Land an den Rand einer nuklearen Katastrophe gerissen hatte, reiste Lucy Fricke nach Kyoto. Sie war vom Goethe-Institut eingeladen worden, ihrer Reise lag also eines jener Stipendien zugrunde, die deutschen Schriftstellern immer wieder helfen, über die Runden zu kommen und sich inspirieren zu lassen: Wir laden nach Japan ein, du schreibst etwas über das Land, in dem wir leben. Das ist der Deal. Es ist kein schlechter.

Vor allem nicht, wenn Autoren wie Lucy Fricke am Werk sind, die es verstehen, ihre Eindrücke so zu verarbeiten, dass sich das Buch am Ende nicht wie eine Auftragsarbeit liest. Ihr Roman „Takeshis Haut“ spielt zwar in Japan. Und er handelt davon, wie sich eine Frau, Frida, dort in Takeshi verliebt, den jungen Mann mit dieser feinen Haut. Er erzählt, wie sich Fridas Blick auf das Land unter Takeshis Einfluss verändert, weil Skepsis und Desinteresse Offenheit und Neugier weichen. Frida ist Sounddesignerin (sie selbst nennt sich „Geräuschemacherin“) und eigentlich nicht nach Japan gekommen, um das Land zu sehen, sondern um es zu hören. Ihr Auftraggeber, der gerade einen Film produziert und sämtliche Tonaufnahmen versehentlich vernichtet hat, hatte sie darum gebeten und die Reise bezahlt. „Sie zog den Reißverschluss ihrer Reisetasche zu. Wieder auf, wieder zu, wieder auf, wieder zu. Das war ein vielversprechendes Geräusch, fand sie. Da steckte Abenteuer drin.“

Obwohl Japan in diesem Roman eine wichtige Rolle spielt, bildet es paradoxerweise aber nur den Hintergrund für eine Geschichte, in der es eigentlich um etwas anderes geht. Frida ist eine Frau Mitte dreißig, und wie es für Frauen in diesem Alter nicht ungewöhnlich ist, verbringt sie ihr Leben in einem Alltag, an den sie sich noch nicht gewöhnen kann. Tagsüber arbeitet sie in ihrem selbst gezimmerten Studio, das auch als Refugium dient. Die Abende verbringt sie häufig an der Seite ihres Freundes Robert bei Bekannten, die zum Essen einladen und sich dazu neuerdings auch guten Rotwein leisten können. Das alles ist schön und gut. Was diesen Dingen zur Vollkommenheit allerdings fehlt, ist Fridas Bekenntnis zu ihnen.

In der Ambivalenz, die aus ihr spricht, als Robert auf dem nächtlichen Nachhauseweg einmal spaßeshalber um ihre Hand anhält, verbirgt sich daher schon ein Hinweis auf die Gestalt künftiger Konflikte: „Würde nicht alles bleiben, wie es war, nur die Haare würden grau und die Haut schlaff? Gäste würden kommen und gehen. Ein paar Erfolge, ein paar Niederlagen noch, manchmal Sex, meistens nicht. Sie schwieg.“ Und in diesem Schweigen findet das Abenteuer dann seinen Platz.

Es ist ein Abenteuer, das Frida nicht gesucht hat, dem sie aber trotzdem nichts entgegenzusetzen weiß. Sie lässt sich fallen. Weil sie sich aber, ohne es recht zu verstehen, in einer Lebensphase befindet, in der dieses Sichfallenlassen schon nicht mehr vorgesehen ist, erschüttert die Begegnung mit dem Japaner Takeshi sie in ihren Grundfesten. Daraus resultiert nicht nur eine neue, bis dahin ungekannte Form der Einsamkeit, die Begegnung wirft auch Fragen nach der Schuld und den Konsequenzen auf: Ist die Liebe zu Takeshi das Ergebnis von Fridas Weigerung, sich mit ihrem Leben zufriedenzugeben? Oder resultiert sie nur aus ihrer Unfähigkeit, sich zusammenzureißen? Muss sie das alte Leben also verlassen? Oder kann sie bleiben?

Das sind die Aufgaben, die Lucy Fricke ihrer Heldin mit auf den Weg gibt. Einmal mehr, muss man sagen, denn schon in ihrem letzten Roman, „Ich habe Freunde mitgebracht“ (2010), ging es im Grunde um Menschen wie Frida – Männer und Frauen, die nicht mehr jung, aber auch noch nicht alt sind und denen zwischen dreißig und vierzig ein paar Entscheidungen abverlangt werden, von denen sie glauben, sie wären wegweisend. In diesem Zwischenreich, das manche auf dem Weg zu Kind und Kegel schnell durchschreiten, in dem andere aber für lange Zeit die Orientierung verlieren, scheint sich die Schriftstellerin Lucy Fricke wohl zu fühlen.

Ihrem neuen Roman kommt das sehr zugute. Nicht nur, weil sie ihre Figur Frida so wunderbar an allem und jedem zweifeln lässt, wobei sie deren Fähigkeit zur nüchternen Betrachtung der Lage immer wieder durch Ausflüge in Selbstironie und Sarkasmus durchbricht. Sondern auch, weil sie Frida ein paar Einsichten von zeitloser Schönheit schenkt: „Ich kann nicht schlafen, nicht essen, nicht die Wahrheit sagen, aber arbeiten kann ich. Am Ende wird das vielleicht das Einzige sein. Sie war ein depressives Miststück, wird man sagen, aber ihre Geräusche waren die besten. Keiner konnte so guten Wind machen wie sie.“

Überhaupt erweist sich die Idee, Frida als Geräuschemacherin nach Japan fahren zu lassen, als ausgesprochen gut. Sie verschafft dem Roman eine Reihe von Metaphern, die eine wohltuende, wenn auch zuweilen kuriose Abwechslung zu den Reisebildern sonstiger Entfremdungsprosa liefern – „Stromleitungen sirrten wie Zikaden, die Ampeln zwitscherten“. Dass Frida manche Dinge hört, bevor sie sie spüren kann, erlaubt ihr aber auch, eine gewisse Distanz zu dem fremden Land zu wahren, das ihr Leben in der Heimat so sehr ins Wanken bringt. Die etwas zu nahe liegende Parallele zwischen der auch im Roman irgendwann schwankenden japanischen Erde und dem Riss, der sich bald darauf durch eine Wand von Fridas und Roberts Haus in Deutschland zieht, rückt auf diese Weise ein Stück weit in den Hintergrund.

Im Vordergrund bleibt somit Raum für die wichtigeren Dinge. Wobei Lucy Fricke schlau genug ist, ihrer Frida keine unnötige Entscheidung abzuzwingen. Fricke weiß, dass die Frage, ob man bleiben oder gehen soll, schon Hunderte, ach was, schon Tausende Male gestellt worden ist und genauso oft falsch beantwortet wurde. Deswegen schenkt sie ihrer Protagonistin auch einen Erzähler, der zwar auktorial über ihr schwebt, sie aber doch so zu mögen scheint, dass er sie weder bedrängt noch verrät. Nie weiß der Leser mehr als Frida selbst. Stattdessen wandelt er an ihrer Seite erst durch ein fremdes Land und dann durch ein ihr fremd gewordenes Leben, wobei sich weder in dem einen noch in dem anderen erahnen lässt, wie es hinter der nächsten Ecke weitergeht. Und so schön, das muss man sagen, hat man sich lange nicht mehr verlaufen. LENA BOPP

Lucy Fricke: „Takeshis Haut“. Roman. *Rowohlt Verlag, Reinbek 2014. 191 S., geb., 18,95 €.*

Weißrussisch zerrissen

Der Roman „Zwei Seelen“ von Maxim Harezki

Es ist eine vergessene Welt, in die uns der weißrussische Schriftsteller Maxim Harezki (1893 bis 1938) hineinzieht. Als Leser aus dem westlichen Kulturraum schnaubt man heftig, um dem inhaltlichen Faden folgen zu können. Zunächst einmal muss man sich die historischen Gegebenheiten vergegenwärtigen, denen der weißrussische Kulturraum in den Jahren 1917/1918 ausgesetzt ist. Dort spielt der größte Teil der Handlung des Romans „Zwei Seelen“, den Harezki 1919 veröffentlichte.

Weißrussland gehörte 1917 zu Russland, das sich im Krieg mit dem Deutschen Reich befand. Die Oktoberrevolution beendete die Zarenherrschaft, der Bolschewismus 1918 den Krieg mit Deutschland. Die Front verlief in diesem Moment durch das heutige Weißrussland. Unter deutscher Besatzung keimte dort die Hoffnung auf, einen eigenen Staat aufbauen zu können.

In der Gemeinde Krupki wächst Ihnat Abdsiralowitsch auf, ein Landadeliger, der früh seine Mutter verloren hat. Der Vater, ein Vertreter der zum Untergang verdammten aristokratischen Welt, zog sich nach dem Tod seiner Frau „mit Kognak und Zigarren“ in die Isolation zurück. Der junge Ihnat wird von einer Bäuerin aufgezogen und lernt so das ländliche Leben kennen und lieben. Es ist eine Kultur, die schon seit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts zum Kern einer weißrussischen Nationalbewegung wird, befeuert von jungen intellektuellen Emporkömmlingen, die vor allem im multiethnischen Vilnius leben.

Ihnat ist ein außerordentlich guter Beobachter der miteinander ringenden Dynamiken. Aufgrund seiner Herkunft aus einem russifizierten Adelshaushalt hält er das „ganze Russland“ für seine Heimat, hegt aber auch Sympathien für die „weißrussische Wiedergeburt“, die sich eher an der westlich-lateinischen Tradition orientiert als an den russisch-orthodoxen Einflüssen. Damit ist auch der Titel des Buchs klar: In Ihnats Brust schlagen zwei Seelen. Diese Schizophrenie macht ihn zum Grübler und Zauderer, der sich für keine der neuen Welten entscheiden kann.

Harezki verdeutlicht den psychologischen Prozess dieser Erkenntnis, indem er Ihnat mit den unterschiedlichsten Personen zusammenbringt. Er verliebt sich in eine weißrussische Adlige, die sich aufgrund von Ihnats Phlegma für einen anderen Verehrer entscheidet. Er trifft auf überzeugte, verträumte Weißrussen, auf sozialistische Revolutionäre, deren Gewaltbereitschaft und Verlogenheit Ihnat anekeln. Und auf Landsleute, die sich in ihrer Zerrissenheit in blutleere Zyniker verwandelt haben. Ihnats Weg zum passiven Zauderer wird von Harezki überzeugend dargestellt. Allerdings braucht es rund vierzig Seiten, bis der Roman an Fahrt gewinnt und der Autor zu jener sprachlichen Kraft findet, für die er in Weißrussland bis heute gelobt wird.

Während die ideologischen Konflikte zuweilen recht anstrengend zu lesen sind, glänzt Harezki mit schönen Beschreibungen des früheren Alltags, wie etwa in der Stadt Mahiljou: „Hinter dem Zaun an der Wegböschung versammelten sich bei den Prellpfosten die Halbwüchsigen, redeten lauthals auf jiddisch oder weißruthenisch, und in diesem Durcheinander stand still ein Bauer, lauschte der Musik und dem ganzen Lärm und bewunderte stumm das alles sowie die flanierenden Herrschaften – einsam hier in seinem kurzen weißen Bauernkittel mit dem hausgewebten Gürtel und dem weißen Filzhut.“

Harezki war selbst ein Verfechter der nationalen weißrussischen Idee. Mit bösen Folgen. 1922 wurde er von den Polen, die den Westen Weißrusslands zugesprochen bekommen hatten, als „bolschewistischer Agent“ verhaftet. 1930 ereilte ihn das Schicksal auf sowjetischer Seite. Er wurde wie viele weißrussisch Kulturschaffende in die Verbannung geschickt, wo er 1938 erschossen wurde.

Der Slawist Norbert Randow, der „Zwei Seelen“ (zusammen mit Gundula und Wladimir Tschepego) übersetzte, hielt den Roman für das Schlüsselwerk der modernen weißrussischen Literatur. Ihn nicht zu kennen sei ein sträfliches Versäumnis für die europäische Literatur, hat Randow vor seinem Tod im vergangenen Jahr immer wieder gesagt. Es ist dem neu gegründeten Guggolz Verlag zu verdanken, dass sich der deutschsprachige Leser nun endlich ein Bild von Harezkis Arbeit machen kann. Diese Entdeckung ist bedeutsam. Denn die jahrzehntelange Vernachlässigung und Missachtung der Kulturräume im Osten Europas führen zu Missverständnissen, wie wir sie aktuell im Diskurs über die Ukraine erleben. INGO PETZ

Maxim Harezki: „Zwei Seelen“. Roman. *Aus dem Weißrussischen von Norbert Randow, Gundula Tschepego und Wladimir Tschepego. Guggolz Verlag, Berlin 2014. 223 S., geb., 20,– €.*

Mit großer Bestürzung mussten wir die Nachricht
vom Ableben Ihres Sohnes lesen, wir sind noch immer fassungslos.
In diesen schweren Stunden besteht unser Trost oft nur darin,
liebevoll zu schweigen und schweigend mitzuleiden.

Mit aufrichtigem Mitgefühl an

Dipl.-Ing. Achim Naumann,
Honorarkonsul der Republik Litauen
für die Länder Hessen, Rheinland-Pfalz und Saarland
von ehemaligen Mitarbeitern von „Drauda“ aus Litauen